

Volker Hanebeck

Hexen und Heilige

Religiosität in Ghana -
Beobachtungen und Begegnungen

Ghana vom 7. 10. 1997 bis 7. 1. 1998,
betreut von der Friedrich-Ebert-Stiftung

Inhalt

Zur Person	420
Notorisch religiös	420
Vom Fetischpriester zum Erzbischof - Missionierung im Norden	422
Wo Blinde sehen! - Wunderkirchen im Aufwind	425
Missionare und Kolonialisten - Christen in Ghana	429
Im Schatten des Halbmonds - Moslems in Ghana	432
Gab es einen Gott vor Gott? - Die traditionellen Religionen	434
Von allen guten Geistern verlassen - Besuch in einem afrikanischen Hexendorf	436
Trokosi - Des Priesters Sklavinnen	440
Der schwarze Jesus - Die Suche nach einem afrikanischen Christentum	441



Volker Hanebeck, geboren 1967 in Hamm/Westf., Studium der Geschichte, Anglistik und Pädagogik an der Universität Köln und der London University. Praktika bei der taz bremen, dem Westfälischen Anzeiger, der Deutschen Welle und dem Westdeutschen Rundfunk. 1996 Staatsexamen. Seitdem freier Journalist für Radio und Printmedien in Köln.

Notorisch religiös

„Die Afrikaner als solches ist religiös“, erklärt mir ein pensionierter Schulleiter aus Mönchengladbach in seinem schönsten niederrheinischen Singesang. Er heißt Henry und ist nur auf Stippvisite in Ghana, aber daß die Religiosität in Afrika eine große Rolle spielt, das habe er gleich gemerkt. Der gestreckte Zeigefinger, mit dem er vor meiner Nase herumfuchelt, verleiht seiner Aussage den nötigen Nachdruck. Ich nicke zustimmend und sage nichts, denn es ist viel zu laut, um diese fundamentale Aussage gebührend zu würdigen.

Henry und ich sitzen in der Eingangshalle der katholischen Diözesanverwaltung von Kumasi und lauschen dem Kirchenchor. Erzbischof Peter Sarpong läßt die Früchte langer Probenabende auf Tonband aufzeichnen. Der Raum ist viel zu eng für den rund dreißigköpfigen Chor. Die Frauen und Männer stehen gedrängt, singen aber begeistert und mitreißend. Mit seiner an kohlsche Dimensionen erinnernden körperlichen Präsenz steht Bischof Sarpong breitbeinig mitten im Raum und gibt Anweisungen. Sein Assistent hält das Mikrophon, eine Sekretärin den Walkman, und Hochwürden selber überprüft mit verschränkten Armen vor dem mächtigen Bauch über Kopfhörer die Qualität der Aufnahme.

„Ich bereise ja sonst Asien“, lenkt mich Henry plötzlich wieder ab. Seine Frau habe er zu Hause gelassen, fügt er hinzu, „die mag das Reisen nicht so. Zwei Wochen Mallorca im letzten Frühjahr, das reicht ihr“. Henry aber nicht. Er will hinaus, die Welt kennenlernen. Bischof Sarpong schießt blitzartig einen mißbilligenden Blick hinüber zum quasselnden Schulleiter. Der verstummt schlagartig. Henry hat Bischof Sarpong und seinen Chor mal bei einem Konzert im Bergischen erlebt. „Singen können ja, die Schwarzen, keine Frage.“ Und religiös sind sie eben auch, jedenfalls in Ghana, da hat Henry sicher nicht unrecht.

„Religiosität“ stand drei Monate lang als Überschrift über meinem Aufenthalt in Ghana. Deshalb auch mein Besuch bei Bischof Sarpong, dem

wohl bekanntesten katholischen Bischof in Ghana. In mehreren Büchern hat er die „Afrikanisierung“ der Traditionskirchen gefordert und sich mit den heidnischen Ritualen und Traditionen seines Landes auseinandergesetzt. Ein Besuch in Kumasi versprach also interessant zu werden.

Als ich mich für das Thema Religion in Ghana entschied, war mir nicht klar, welchen Stellenwert der Glaube und die Kirchen in diesem Land haben. Erst vor Ort lernte ich, daß weit über 3 000 Glaubensgemeinschaften registriert sind. In Ghana gibt es sie alle: Katholiken und Protestanten, Moslems und Juden, Adventisten und Jehovas Zeugen, Pfingstgemeinden und Charismatische Kirchen, und darüber hinaus natürlich noch die Naturreligionen mit jeweils eigenen Gottheiten. Kein Dorf, in dem es nicht mindestens fünf verschiedene Gotteshäuser und einen Fetischpriester gibt.

Das Christentum in Ghana unterscheidet sich deutlich von dem europäischen. In der überwiegenden Zahl der Kirchen hält man nichts mehr von der in der Tradition der Aufklärung rationalisierten Bibelrezeption. An der ehemaligen Goldküste bemühen sich Katholiken, Anglikaner und Lutheraner ihre Kirchen attraktiver zu machen, indem sie die emotionale Seite der Gottesverehrung wieder stärker in den Mittelpunkt rücken. Deshalb dienen die Gottesdienste immer seltener nur der inneren Einkehr, sondern wirken wie farbenfrohe Basare der Träume und Sehnsüchte. Ob familiäre Probleme oder Schwierigkeiten mit den Ersatzteilen für das Auto, am Sonntag wird Gott um Hilfe gebeten. Werden die Wünsche nicht in angemessener Zeit befriedigt, wechselt man in Ghana oft zur nächsten Kirche und versucht dort sein Glück. Für viele Ghanaer ist Religion eine ganz und gar pragmatische Angelegenheit. Ein Denken, dessen Wurzeln vielleicht in der frühen Missionierung zu finden sind: Konnte der weiße Missionar Krankheiten heilen und Wunden verarzten, schloß man sich gerne seiner Kirche an.

Ein erstes im Straßenbild unübersehbares Zeichen für die Omnipräsenz Gottes im ghanaischen Leben ist die fast erdrückende Zahl religiöser Aufkleber auf Autos, Taxis und Sammelnbussen. Ganz unverkrampft, bunt und einfallsreich werden da Glaubensweisheiten in die Welt hinausgeschrien: „Jesus is the answer“ ist einer der beliebtesten Sätze. Er teilt sich den ersten Platz mit dem ebenfalls häufigen „God's time is the best“. Eine Erkenntnis, die vor allem jene Europäer beherzigen sollten, die nur für kurze Zeit ins Land gereist sind. Eher kryptisch kommt „I'm covered with the blood of Jesus“ daher, bei dem mir jedesmal unwohl wurde. Selbstbewußt auf die allgemein hohe Bibelfestigkeit bauend, verkünden andere Sticker dagegen lapidar „Matthew 14“ oder schlicht „Psalm 23“. Sollen die Leute doch selber nachschlagen. Mein Lieblingsaufkleber aber strahlte mich immer dann an, wenn ich in eines der kaum mehr fahrtüchtigen Vehikel eingestiegen war, die ihre Betreiber stets voller Optimismus als Taxi bezeichneten. Jedes Mal, wenn ich dachte, daß angesichts der kraftlosen Bremsen diesmal wirklich meine letzte Stunde geschlagen hatte, strahlten mich vom Amaturenbrett die aufmunternden Worte an, „Relax - God's in control“. Also gut, auf geht's.

Drei Aspekte des Themas haben mich während meines Aufenthaltes besonders interessiert:

- das Gespräch mit Zeugen und Erben der Missionierung,
- die Begegnung mit den traditionellen afrikanischen Religionen und ihren Ritualen,
- die Afrikanisierung der traditionellen Kirchen besonders im Hinblick auf die starke Konkurrenz durch die sogenannten „Charismatic Churches“.

Die „Charismatic Churches“ ködern mit ihrer Botschaft von weltlichem Erfolg und angeblichen Wunderheilungen eine spirituell ausgehungerte, junge Mittelschicht. Auf der Suche nach den ursprünglichen, vormissionarischen Religionen bin ich, neben vielem Bekannten, auch auf so exotische Dinge wie Hexendörfer und priesterliche Sklavinnen gestoßen. Und einen Zeugen der katholischen Missionierung habe ich schließlich in Bischof Peter Dery gefunden, dessen Lebensgeschichte untrennbar mit der Christianisierung des Nordwestens Ghanas verbunden ist.

Vom Fetischpriester zum Erzbischof Missionierung im Norden

Zum Glück ist das Huhn auf dem Rücken gestorben. Sonst wäre Peter Dery wohl nicht Erzbischof, sondern Fetischpriester geworden. An jenem Tag, an dem ein unschuldiges Federtier den Weg freimachte für den Katholizismus im äußersten Nordwesten Ghanas, an jenem Tag war Dery gerade zwölf Jahre alt und Assistent des örtlichen Fetischpriesters. Seit Tagen garte ein Streit zwischen Priester Ngmankurinaa und dessen jüngerem Bruder Poreku, Derys Vater. Einmal pro Woche ging Poreku nämlich 22 lange Kilometer von seinem Heimatort Nandom zur Missionsstation in Jirapa, um, wie er sagte, „das Beten zu lernen“. Als sich dem ebenso charismatischen wie sturen Poreku auch noch Freunde und Verwandte anschlossen, platzte dem Fetischpriester der Kragen. Ultimativ verlangte er, daß sein Bruder und dessen Freunde nicht mehr zu den weißen Männern gehen. Um den Konflikt endgültig zu lösen, einigten sich beide Parteien darauf, ein Gottesurteil einzuholen. Wie üblich in diesen Fällen sollten dabei die Ahnen und Naturgötter um eine Entscheidung angerufen werden. Man schrieb das Jahr 1930.

Nach alter Tradition sollte ein Huhn geschlachtet und in die Luft geworfen werden. Landete es auf dem Bauch, mußte sich Poreku an das Verbot des Fetischpriesters halten, blieb das Tier auf dem Rücken liegen, durfte er machen, was er wollte. Es war der junge Dery, der das zappelnde Huhn festhalten mußte. Ngmankurinaa durchschnitt dem Tier die Kehle und warf es in die Luft. Es stürzte wie ein Stein zu Boden, rappelte sich noch ein letztes Mal auf und starb nach Sekunden bangen Wartens zur Überraschung aller auf dem Rücken.

Damit war die Angelegenheit erledigt. Ngmankurinaa mußte zähneknirschend zusehen, wie sein Bruder und eine kontinuierlich wachsende Zahl von Anhängern Woche für Woche zu den Missionaren pilgerten, um mehr über Jesus von Nazareth und den Heiligen Geist zu erfahren. Auch der junge Dery wechselte nun die Fronten und war nicht mehr gewillt, dem Fetischpriester zu assistieren. Viele Jahre später, im Mai 1960, wurde Dery von Papst Johannes XXIII. persönlich in Rom zum Bischof ordiniert.

Peter P. Dery war der zweite schwarze Bischof der katholischen Kirche Ghanas. Schon der Name deutet die wichtigsten Stationen seines bewegten Lebens an. Als Kind wurde er von allen im Dorf nur einfach „Dery“ gerufen, weil sein älterer Bruder bei der Geburt gestorben war. Nach traditionellem Glauben versucht die Seele des verstorbenen Kindes ein zweites Mal in einen menschlichen Körper zu schlüpfen. Jeder Sohn, der nach einer Fehlgeburt zur Welt kommt, heißt deshalb Dery. In Europa, so vermuten Etymologen, hatten die Namen Rene und Renate ursprünglich eine ähnliche Bedeutung. Mit dem „P.“ in seinem Namen will Bischof Dery an seinen Vater Poreku erinnern, dem er den ersten Kontakt mit der christlichen Lehre verdankt. Und auf den Namen „Peter“ schließlich hat sich Dery in der Weihnachtsnacht 1933 taufen lassen. Ein dramatisches und nahezu gespenstisches Ereignis, wie er zu berichten weiß.

Bischof Dery empfängt mich im Wohnzimmer seines Hauses in der Provinzhauptstadt Tamale. Er sitzt auf einem bescheidenen Holzstuhl mit hoher Rückenlehne in der Mitte des Raumes und begrüßte mich mit einem aufmunternden Lächeln und dem in Ghana so entwaffnend ernst gemeinten „You are welcome“! Das Aufstehen fällt dem 79jährigen Mann schwer, aber sein Verstand ist schnell und messerscharf. In der Hand hält er den kleinen Zettel, auf dem ich am Vortag um eine Audienz nachgefragt und als Thema hastig „The History of the Catholic Church in Northern Ghana“ geschrieben hatte. „Sie interessieren sich also für die Wurzeln unserer Kirche hier im Norden“, kommt der Bischof gleich zur Sache. Er denkt gerne an die Zeit zurück, als sich das Christentum im Norden ausbreitete - damals exklusiv vertreten durch die römisch-katholische Kirche:

Sie kamen aus dem Norden, aus Burkina Faso. Also nicht wie im Süden mit Schiffen über das Meer, sondern auf Eseln durch die Wüste. 1906 trafen die ersten Brüder und Priester der kanadischen Missionsbrüderschaft der „White Fathers“, von Algerien kommend, über die Grenze in die damalige Kolonie Goldküste. In dem kleinen Dorf Navrongo, nur wenige Kilometer hinter der Grenze, bauten sie ihre erste Lehmhütte, die als Kirche dienen sollte. Die weißen Missionare, unter der Leitung Oscar Morins, waren auf der Flucht. Sie fürchteten, daß sich der französische Antiklerikalismus jener Zeit auch auf die Kolonien ausweiten würde, und verließen deshalb das französische Obervolta. Die Missionare eigneten sich die Landessprache, Kassem, an, doch seelsorgerische Erfolge blieben ihnen anfangs verwehrt. Die Gemeinde wuchs nur langsam. Nicht zuletzt,

weil die Briten den Missionaren verboten, Schulen zu eröffnen. Die Machthaber hielten es für gefährlich, den schwarzen Untertanen, die sie für ihre Goldminen in der Region um Kumasi rekrutierten, Lesen und Schreiben beibringen zu lassen. Erst nach zehn harten Jahren konnten die „White Fathers“ ihre erste offizielle Schule eröffnen. Aufbauend auf erfolgreiche Krankenpflege begann die Gemeinde nun stetig zu wachsen. Von den Moslems hoben sich die Christen in den Augen der Einheimischen wohltuend dadurch ab, daß sie gerne Pito, das ortsübliche Hirsebier, tranken.

1929 hielt Vater Morin den Zeitpunkt für gekommen, weiter nach Westen zu ziehen. Diesmal ganz modern im Automobil brach er in das Dorf Jirapa auf, 100 Kilometer westlich von Navrongo. Die neue Missionsstation verzeichnete schnelle Erfolge. Von dort aus sollte das Volk der Dagaaba christianisiert werden, dorthin marschierte Derys Vater einmal pro Woche, und dort auch hat Dery das Sakrament der Taufe empfangen - in der Weihnachtsnacht 1933.

In dieser Nacht, in der es mit 24 Grad verhältnismäßig kühl gewesen sein soll, sind die ersten zwölf Dagombas zum christlichen Glauben übergetreten. Wegen des gewaltigen Andrangs wurde die Zeremonie nicht in der Kirche, sondern auf freiem Feld abgehalten. „Tausende“, so Bischof Dery, „waren gekommen“. Aber nicht alle waren guter Laune, denn so etwas hatte in Jirapa noch niemand gesehen. Die Stimmung war entsprechend gereizt, und so kam es zu einem ungewöhnlichen Zwischenfall.

Vor der eigentlichen Taufe betrat Vater Durand, ein Geistlicher aus Navrongo, das Podium. Er war nie zuvor in Jirapa gewesen. „Weil er einen langen weißen Bart hatte, der so dicht war, daß man seinen Mund nicht sehen konnte, hielten die Menschen ihn für stumm“, erzählt Bischof Dery noch heute mit leuchtenden Augen. Es war dunkel, nur ein paar Kerosinlampen erhellten die improvisierte Bühne. Als das Gemurmel verstummt war, setzte der bärtige Fremde an und sang aus voller Kehle, die Augen gen Himmel gerichtet, „Stille Nacht, Heilige Nacht“. Ein Aufschrei des Entsetzens ging durch die Menge, einige suchten fluchtartig das Weite, rissen Umstehende zu Boden. Auf dem Platz brach ein Tumult aus, weil der Mann ohne Mund plötzlich Laute von sich gab. „Die Menschen fürchteten, man wolle sie verhexen.“ Vater Durand aber, und hier schließt Bischof Dery die Augen, „hat von all dem unbeeindruckt weitergesungen. Anschließend wurden wir getauft. Wir waren die ersten getauften Christen im Stamm der Dagaaba“!

Mit der Ausbreitung des Christentums änderte sich vieles im Nordwesten. So wurde zum Beispiel eine Kalenderreform durchgeführt, denn nach traditionellem Brauch hatte die Woche der Dagaaba nur sechs Tage. Die ersten fünf waren nach jenen Ortschaften benannt, in denen der täglich wechselnde Markt abgehalten wurde. Der sechste Tag der Woche war „Tangasaida“, was soviel heißt wie „Non-Farming-Day“. Als die Christen begannen, am Tangasaida zu arbeiten und dafür am Sonntag ihrer Siebentagewoche zu ruhen, kam es erneut zu einem Streit zwischen Tradi-

tionalisten und Christen. Vater Poreku mußte im Zuge der Auseinandersetzungen für ein paar Monate ins Gefängnis, setzte sich langfristig aber mit der neuen Zählweise durch. Heute ist der Nordwesten Ghanas zu 80 % katholisch.

Wo Blinde sehen!

Wunderkirchen im Aufwind

„It's not wrong to be rich! It's not wrong to ask for God's blessing! It's not wrong to ask him for the double portion! Because God's resources are unlimited!“ Die zehn Gebote werden in der Word Miracle Church ein wenig umgeschrieben. Das Zauberwort hier heißt: „Success“. Mit Gottes Hilfe kann jeder reich werden, und das körperliche und wirtschaftliche Wohlergehen ist allemal wichtiger als das doch recht abstrakte Seelenheil. Die Botschaft der Erfolgsorientierung mutet zunächst calvinistisch an, doch fehlt ihr die Verzichtserklärung auf die errungenen weltlichen Genüsse.

„We make somebody out of everybody“ steht in großen roten Lettern auf dem Transparent über dem Eingang zu dem Fabrikgelände, das der Word Miracle Church (WMC) als Hauptquartier dient. Trost für die Erfolglosen und Mut für die Ehrgeizigen ist also das eigentliche Programm der Kirche. Die WMC ist eine der vier großen „Charismatic Churches“, die Anfang der 90er Jahre in Ghana ihren Siegeszug antraten. Vor allem junge Menschen und die schmale ghanaische Mittelschicht fühlen sich von den Botschaften des selbsternannten Bischof Asare angezogen und verlassen die Gemeinden, in die sie als Kind hineingetauft wurden. „Charismatisch“ nennen sich diese Kirchen im ursprünglichen, religiösen Sinne des Wortes: Die Kirchenoberhäupter und ihre Helfer sind von Gott zur Führung einer Gemeinde begnadet. Sie behaupten, durch den Heiligen Geist mit besonderen seherischen, seelsorgerischen und wunderheilenden Fähigkeiten ausgestattet worden zu sein (vgl. Korinther zwölf–14). Ihr persönlicher Erfolg - auch da fühlen sie sich von der Heiligen Schrift bestätigt - legitimiert die Überzeugung, auserwählt zu sein.

Die Halle ist bis auf den letzten Platz gefüllt. Dutzende Ventilatoren schufte für eine frische Brise im Raum, der so bunt geschmückt ist wie eine deutsche Schützenhalle. Draußen stehen zwei große Zelte, in denen noch mal 500 Menschen den Gottesdienst per Video-Übertragung verfolgen. Ein befremdlich wirkendes Gemurmel empfängt mich an diesem Sonntagmorgen um 8.00 Uhr, an dem ich der Word Miracle Church einen Besuch abstatte. Was sich wie ein arabisches Gebet anhört, entpuppt sich als eine besondere Form göttlicher Offenbarung: Das biblische „Sprechen in Zungen“ soll das Auserwähltsein durch Gott belegen. Man könnte meinen, alle Beteiligten seien in vollkommener Entrücktheit der irdischen Welt auf ewig verloren. Doch auf ein Signal des Vorbeters hin bricht die

Gemeinde das Gebet schlagartig ab. Es beginnt jene Show, die die Charismatic Churches so beliebt gemacht haben: Gospelchöre und Solistinnen treten auf, begleitet von einer gut besetzten Band mit sattem Sound. Dazu wird getanzt und gesungen. Zwischendurch wird viel gebetet und gebeten - um Gesundheit und beruflichen Erfolg zum Beispiel, aber auch um Unterstützung beim Finden des richtigen Lebenspartners und Kraft für die kommende Woche. Fast eine Stunde vergeht, bis endlich Bischof Charles Agyin Asare, Gründer und Lichtgestalt der Glaubensgemeinschaft, auf die Bühne tritt.

Der Bischof redet Klartext. Abstrakte Bibelexegese ist seine Sache nicht. Er redet von den Problemen der Menschen, die vor ihm stehen. Und die sind sichtlich begeistert. Es wird viel gelacht und geklatscht. Freitags hat der Bischof Asare eine Radiosendung, Fernsehauftritte sollen folgen. Seine Stimme ist überraschend hoch und dünn. Doch sein engagiertes Schreien, das sich auf der Schwelle zur Hysterie zu bewegen scheint, heizt dem Publikum richtig ein. Immer wieder vergewissert sich Bischof Asare, ob seine Gemeinde auch bei der Sache ist. Langsames Wegdösen wie in den alten Kirchen gibt es bei ihm nicht. „Say Halleluja, somebody“ schreit er den 1 500 zu, oder „Hands up who understands what I'm saying“.

Seine fast halbstündige Predigt ist gespickt mit Bibelzitate - aus dem Alten Testament und dem Neuen Testament, aus den Briefen und den Psalmen, so, wie es gerade paßt. Seine Argumentation stützt er immer wieder durch Versangaben aus der Bibel. Der interessierte Gläubige kann zu Hause selber nachschlagen, ob die Beweisführung einwandfrei war. Einige Gottesdienstbesucher machen sich Notizen, denn oft wird am nächsten Sonntag das Gelernte öffentlich abgefragt. Es gibt die Predigt allerdings nächste Woche auch auf Kassette - für nur 3 000 Cedis.

Der Bischof spricht von seinem Lieblingsthema: Erfolg. Jeder kann den Aufstieg schaffen, hämmert er seinen Schäfflein ein. Habt nur Mut, arbeitet hart und betet um den Beistand des Herrn, denn mit Gott an der Seite ist der Erfolg garantiert. Oder in anderen Worten: „If you have the blessing, then people don't look at your qualification. Halleluja!“ Mit Hilfe des Allmächtigen stellt sich das Paradies auf Erden von ganz allein ein. Allerdings, das gibt auch Bischof Asare zu bedenken, kann das eine Weile dauern. Stetiger Gottesdienstbesuch und generöse Spenden an die Word Miracle Church können Gottes Bearbeitungszeit aber möglicherweise verkürzen. Nach dem beeindruckenden Gottesdienst verspricht mir Bischof Asare ein Interview. Er werde sich telefonisch bei mir melden.

Sein Sektretär ruft mich tatsächlich am nächsten Tag an. Zum vereinbarten Termin stehe ich am Treffpunkt, um in die Residenz des Bischofs gebracht zu werden. Peter, der Public Relations Manager, begrüßt mich freundlich und läßt mich eine Viertelstunde in einem kühl-schrankkalten Raum warten. Dann fahren wir mit dem Taxi zur Privatresidenz des Bischofs in den Stadtteil Adenta, etwa elf Kilometer vor den Toren Accras. Meine Vorurteile scheinen sich zu bestätigen: die Gegend ist grüner, die Häuser größer, die Straßen sauberer. Natürlich, denke ich, der Bischof läßt

es sich gutgehen mit dem Geld, das er seinen armen Anhängern aus den Taschen zieht. Das Tor zum Anwesen öffnet sich. Drinnen putzt ein Fahrer einen Nissan Patrol, und man hört Stimmen aus einem Anbau, wo das Personal sich aufhält. Auf der Türschwelle steht Bischof Charles Agyne Asare und begrüßt mich mit einem breiten Lächeln.

Ich bin enttäuscht, denn das Haus hält nicht, was ich erwartet hatte. Der Stil ist nüchtern, alles andere als luxuriös. Hier wohnt ein Familienvater mit gutem Einkommen, aber kein geldsüchtiger Guru. Im Wohnzimmer prangen kitschig-religiöse Bilder an den Wänden. Die Einrichtung könnte man wohlwollend als geschmacklos bezeichnen. Der Bischof ist bester Laune und nicht in Eile. Die Atmosphäre ist entspannt.

Bischof Asare wollte eigentlich Priester in einer der zahlreichen Pfingstkirchen werden, doch man ließ ihn nicht. Dann, vor zehn Jahren, hörte er die Stimme Gottes, die ihm auftrug, eine Kirche zu gründen: „My boy Charles“, sagte die Stimme - augenscheinlich auf Englisch - „I send you out as I send Moses. Go out and put my word in your lips, reach the world for me. I give you power over demons and principalities. Heal the sick, raise the dead.“ Bischof Asare kann sich an diesen göttlichen Aufruf noch genau erinnern, denn die Stimme, die er hörte, vernahm er „loud and clear“. Also begann er auf Straßen und Märkten zu predigen, Jünger um sich zu scharen und schließlich eine Kirche zu eröffnen.

Er ist jetzt 35 Jahre alt und residiert über eine Gemeinde von über 8 000 Gläubigen mit Dependancen in allen größeren ghanaischen Städten. Jetzt will er auch in anderen afrikanischen Staaten Fuß fassen. Kürzlich hat eine Gruppe Ghanaer aus Hamburg schriftlich für die Entsendung eines Priesters der Word Miracle Church gebeten. Derzeit arbeiten insgesamt 84 Priester in seiner Kirche, sagt Asare voller Stolz. Seine Gabe zu heilen wird automatisch auf seine Angestellten übertragen. Auch sie stellen sich als Medium für Gottes Wirken in der Welt zur Verfügung.

Wunder passieren in der Word Miracle Church immer Sonntags zwischen vier und sechs Uhr. Dann findet die vierte Messe des Tages statt. In diesen Gottesdiensten werden Kranke geheilt, und es wird viel gesungen. Der Gottesdienst ist zweisprachig, weil überwiegend Alte und Menschen mit schlechter Schulbildung zu dieser Veranstaltung kommen. Die Wunder, darauf besteht Bischof Asare, werden nicht von ihm vollbracht, sondern von Gott. Er ist nur das Medium. Der „Ghanaian Chronicle“ berichtete im Oktober 1997 von Wunderheilungen, die Asare in Südafrika vollbracht haben soll: „Ngli Nwo, Lame and blind for a number of years walks and sews.“ Fotos, auf denen Asare zwei Menschen die Hand auflegt, geben dem Tatsachenbericht den nötigen Nachdruck.

In seinem Buch „It is Miracle Time. Vol. I“ sind weitere Berichte und Fotos zu finden: Lahme, die ihre Krücken wegwerfen, Blinde, die wieder sehen können - das hat natürlich Anziehungskraft. In der Wochenzeitung „The Independent“ berichtet der Herausgeber Kabral Blay-Amihere unter Überschriften wie „And the Rain Stopped“ oder „The Sick get Healed in Accra“ regelmäßig über die Wundertaten des Bischofs. „On Tuesday the

link between rain and God was established at the Word Miracle Church International", schreibt er. „At about 8.25 pm the kind of rain they call cats and dogs started pouring all over the city (. . .) Two minutes into the rainfall, the Head Pastor of the Word Miracle Church International uttered these words ‚In the name of the Lord I say that this rain will stop in five minutes (. . .) You won't believe it, just as the storm stopped at the command of Jesus Christ to the amazement of the disciples, the cats and dogs rainfall stopped after five minutes as commanded by Bishop Charles Agyin Asare‘.“ Kabral Blay-Amihere ist nicht nur glühender Anhänger der Word Miracle Church, sondern seit 1995 auch Präsident der West African Journalist Association. Er gehört damit zu genau der Zielgruppe, die Bischof Asare ansprechen will. Eine aufstrebende Mittelschicht, die den Zehnten ihres Monatsgehalts für das Kirchensäckel abgibt. Denn natürlich müssen die Gläubigen für die Wunder und die gute Show zahlen.

Der Niedergang der historischen Kirche, erklärt Asare, liege daran, daß die Bibel historisiert und analysiert worden sei. Er selber sieht sich als ein Erneuerer in der Tradition von Martin Luther und John Wesley. Die traditionellen Kirchen, denen die junge Generation in Scharen davonläuft, seien nicht nur langweilig. Auch Stolz und Überheblichkeit mache sie unsympathisch. Den Armen werde kein Mut gemacht und den Reichen ein schlechtes Gewissen eingeredet: „Die alten Missionare“, so Bischof Asare „haben gepredigt, ‚Christ sein‘ bedeute, arm zu sein. Damit haben sie uns Afrikaner unterdrückt. Sie selber aber lebten in Häusern mit Kühlschranks.“ In der Bibel stehe nichts davon, daß der Mensch arm sein müsse, im Gegenteil. Schließlich brachten die Heiligen Drei Könige dem Jesuskind Gold (!) mit an die Krippe. „Denn Gott wußte, daß Maria und Joseph eine lange Reise vor sich haben würden und viel Geld brauchten.“ Im übrigen sei Jesus nur durch Zufall im Stall geboren worden. „Wenn das Hotel nicht ausgebucht gewesen wäre, wäre Jesus in einem Zimmer zur Welt gekommen“, gibt Asare zu bedenken. Während ich mir noch auszumalen versuche, wie dann die weihnachtlichen „Krippen“ in unseren Kirchen wohl aussehen würden, präsentiert mir Bischof Asare schon weitere Beispiele für das materialistische Denken der Heiligen Familie.

Die Word Miracle Church ist nur eine von vielen unabhängigen Kirchen, die in Ghana seit Anfang der 90er Jahre einen triumphalen Aufstieg erleben. Ebenfalls beliebt sind die Action Faith Church (Bischof Duncan Williams), die Central Gospel Church (Dr. Mensah Otobil) und die International Gospel Church. All diese Kirchen versprechen, Wunder zu vollbringen, und transportieren eine optimistische, erfolgsorientierte Botschaft. Afrika braucht diese Botschaft, betont Asare, denn auch Jesus habe Optimismus gepredigt: „Die Regierungen in Afrika können den Menschen nicht helfen. Deshalb suchen sie nach einem Funken Hoffnung. Um erfolgreich zu sein, braucht man eine Vision, und die bekommen sie von Gott - meistens.“

Deutschland dagegen sei, euphemistisch gesprochen, „der Bibel gegenüber etwas verschlossen“. Das will Bischof Asare ändern. Zweimal im Jahr

kommt er nach Hamburg und predigt zu den Exilghanaern. Sein Ziel ist es, 100 000 Anhänger in Accra und ein Vielfaches davon in aller Welt um sich zu scharen. In Stadien werde er eines Tages predigen, davon ist er überzeugt. Das Wort Gottes und die Wunderheilungen werden den Menschen die Augen öffnen.

Missionare und Kolonialisten

Christen in Ghana

Die kleine Holztür läßt sich nur schwer öffnen. In der Kirche ist es überraschend dunkel. Aus der gleißenden Sonne kommend, müssen sich die Augen erst einmal an die Dunkelheit gewöhnen, und es dauert eine Weile, bis ich die Schriftzüge an der Wand lesen kann: „The Goal: Reproducing Christians & Reproducing Churches“, steht da. Oder: „To disciple peoples and nations.“ Anspornende Worte aus den längst vergangenen Zeiten der Missionierung, so will man meinen. Aber in der anglikanischen Holy Trinity Church in Accra scheint die Botschaft durchaus noch ernst gemeint zu sein. Die Plakate wirken zumindest noch nicht sehr mitgenommen.

Vor gut einhundert Jahren, 1896, ist das Gotteshaus in Anwesenheit von „His Excellency William Edward Maxwell, Governor and Commander in Chief of the Gold Coast Colony and in Presence of His Excellency the Governor“ geweiht worden. So verkündet es die Originalurkunde, die über dem Taufbecken hängt. Die Anglikanische Kirche war auch in den Kolonien Staatskirche, vielleicht ist sie gerade deshalb die kleinste der fünf großen christlichen Kirchen geblieben. Sie hat gegen konstanten Mitgliederschwind zu kämpfen. Rund 200 000 Menschen in Ghana bekennen sich zu ihr. Zwischen 700 000 und einer Million sollen es in ganz Westafrika sein. Daß die Zahlen rückläufig sind, gibt Erzbischof Robert Okine, Oberhaupt der Anglikanischen Kirche Westafrikas, Grund zur Sorge. Missionierung finde im Grunde heute auch noch statt, „aber hoffentlich mit weniger Arroganz“. Bei allem sozialen Engagement, das die kirchlichen Institutionen in Ghana an den Tag legen, haben sie natürlich immer auch im Hinterkopf, daß die guten Taten für ihre Kirchen werben.

Die Anglikanische Kirche, da ist der 60jährige Erzbischof Okine ganz offen, müsse sich allerdings gründlich reformieren, um mit den Entwicklungen im Land mithalten zu können. Seine Kirche sei zu konservativ, zu sehr den Traditionen verhaftet. Das Erbe der Kolonialzeit müsse abgeschüttelt werden, fordert er, und fügt hinzu: „Wir müssen uns an die veränderten Umstände anpassen. Stattdessen singen wir immer noch die alten Hymnen und Lieder.“ Doch die Reformierung der Kirche von oben braucht Zeit. Die Ordinierung von Frauen für das Priesteramt zum Beispiel, im Mutterland längst eine ausdiskutierte Sache, ist in Ghana noch undenkbar. „Früher war ich strikt dagegen“, gesteht der Bischof, „aber ich habe meine Meinung geändert. Wir können Menschen das Priesteramt, für das sie sich

berufen fühlen, nicht vorenthalten, egal, ob es sich um Männer oder Frauen handelt."

Wie die anderen vier - die Römisch Katholische Kirche, die Evangelisch Presbyterianische Kirche, die Presbyterianische Kirche und die Methodistische Kirche - betreiben auch die Anglikaner ein weitverzweigtes Hilfswerk, das zum überwiegenden Teil durch Spenden aus dem Ausland finanziert wird. 1929 schlossen sie sich zum „Christian Council“ zusammen, dem heute insgesamt 14 Kirchen angehören. Nach Statistiken des Councils bezeichnen sich rund 60 % der Ghanaer als Christen, 15 % sind Moslems, 25 % Anhänger von Naturreligionen. Doch die Angaben sind vage und variieren drastisch in den verschiedenen Regionen Ghanas. Während die Städte des Südens überwiegend christlich geprägt sind, ist das nordghanaische Tamale eine durch und durch moslemische Stadt. Verläßt man Tamale und reist zehn Kilometer ins Land, trifft man auf Dorfgemeinschaften, die noch vollständig den traditionellen Religionen verhaftet sind.

Der „Islamic Council for Development and Humanitarian Service“ hält diese Zahlen für falsch und geht davon aus, daß 50 % aller Ghanaer Moslems sind. Das würde wiederum bedeuten, daß der Anteil der Christen an der Gesamtbevölkerung bei nur rund 30 % läge, und das ist angesichts erfolgreicher Missionierungsarbeit innerhalb von 150 Jahren doch eher unwahrscheinlich.

Die ersten Missionare gingen am 18. Dezember 1828 an Land und kamen von der Baseler Mission. Drei von ihnen starben binnen weniger Wochen an Malaria. Auch von der zweiten Gruppe überlebte nur einer - der Däne Andreas Riis. In Männer, die von einem mächtigeren Gott und seinem Wunder vollbringenden Sohn erzählten, dann aber jung und unerwartet starben, konnte die Zielgruppe der Missionierungstätigkeit natürlich kein großes Vertrauen haben. Die Überzeugungsarbeit der ersten Missionare brachte deshalb anfangs nur bescheidene Erfolge.

Doch Andreas Riis zeichnete sich durch Zähigkeit aus. Er reiste von der Küste ins Landesinnere, in die Akwapim-Berge, und verhandelte mit dem dortigen Chief Dankwa I. über die Eröffnung einer Missionsstation. Das Christentum, so soll der Chief ihm geantwortet haben, sei die Religion der Europäer. Daran sei nichts auszusetzen, denn jedes Volk habe seine eigene Religion, doch so solle es auch bleiben. Nur, wenn Riis ihm aber einen Schwarzen zeigen könne, der zum Christentum übergewechselt sei, würde er seine Entscheidung überdenken. Riis berichtete den Vorfall seiner Zentrale in Basel, und die schickte eine Gruppe christlicher Sklaven aus Jamaika nach Afrika. Am 17. 4. 1843 erreichte das Boot mit dem menschlichen Beweismaterial die Goldküste. Der Chief staunte und gab nach. Die Baseler durften ihre Missionsstation eröffnen. Sie blieben auf der klimatisch angenehmeren Hochebene nordöstlich vom heutigen Accra.

In den folgenden Jahren wurde die Goldküste von Missionaren regelrecht überrannt. 1847 kam die Bremer Mission und gründete Niederlassungen in der heutigen Volta-Region. Missionsinspektor Franz Michael Zahn war ein integerer Christ und kämpfte seit 1862 gegen die Vermischung von

Kolonialismus und Mission. Energisch widersprach er „der Würdigung der Mission als Instrument zur Förderung der Kultur bei den Naturmenschen“. Er schrieb: „Es ist nichts Erfreuliches, wenn die Völker englisiert werden; aber wenn sie germanisiert werden, ist es auch um nichts besser.“ Die Absichten der Politik, auch der deutschen, waren hingegen eindeutig. 1884 wurde östlich des Missionsgebiets die Kolonie Deutsch-Togoland gegründet.

Noch heute hat die evangelisch-presbyterianische Kirche ihre Hochburg in der Volta-Region. Wie damals die ersten Missionare, so lernen auch heute die kirchlich finanzierten Entwicklungshelfer der Norddeutschen Mission in der Regel erst einmal die örtliche Sprache. „Ewe“ ist von den Missionaren Mitte des 19. Jahrhunderts verschriftlicht und unterrichtet worden. In guter lutherischer Tradition wurde dann auch die Bibel in die Stammsprache übersetzt.

In der Missionsstation der Stadt von Ho treffe ich Herrn und Frau Hoffmann aus Oldenburg. Herr Hoffmann war bis zu seiner Pensionierung Manager beim Schreibmaschinen-Giganten Olympia. In den vergangenen zwei Jahren hat er die Verwaltung der EP Church modernisiert. Die Abkürzung stand früher für Ewe-Presbyterian Church und heute für Evangelic-Presbyterian Church. Herr Hoffmann fährt mich raus zur „Ho-Farm“, die bescheidene Berühmtheit erlangt hat, weil sie eine sanfte Form der Entwicklungshilfe vorführt. Der zu 100 % von „Brot für die Welt“ finanzierte landwirtschaftliche Betrieb ist Treffpunkt und Experimentierfeld für Agrarwissenschaftler und die Bauern der Umgebung. Gemeinsam wird versucht, die Erträge der Landwirte zu optimieren, wobei im Idealfall nicht nur die Bauern von den Wissenschaftlern lernen, die aus Europa oder von den landeseigenen Universitäten kommen, sondern ein Austausch von Erfahrungen stattfindet. Oft sind es kleine Tips, die große Wirkung haben können. Unter Kaninchen-Ställen, so lerne ich zum Beispiel, sollte man Enten halten, denn die vertreiben die Schlangen.

Frau Hoffmann fährt mit einem Pick-Up über die Dörfer und führt einen in Ghana produzierten Aufklärungsfilm vor. Nicht selten lassen sich minderjährige Mädchen von Männern vergewaltigen, weil sie glauben, die gesellschaftliche Hierarchie verlange das. Sind sie 15 oder jünger und werden schwanger, werden sie von der Gesellschaft geächtet. Die Mädchen müssen häufig ihr Elternhaus verlassen. Für diese jungen Frauen will Frau Hoffmann noch eine Krankenstation und ein Notasyl auf dem Gelände der EP Church errichten, bevor sie nächstes Jahr zurück muß nach Oldenburg.

Das Engagement der großen Kirchen auf caritativem Gebiet ist vielseitig und erstreckt sich über das gesamte Land. Ob Krankenhäuser, Schulen oder Übungsfarmen, viele Einrichtungen könnten ohne das persönliche Engagement und die finanzielle Unterstützung der Partnerkirchen in Europa und Nordamerika nicht überleben. Auf dem Weg von der blinden Missionierung über fehlverstandene Entwicklungshilfe hin zu sinnvoller Zusammenarbeit haben auch die Kirchen dazu gelernt. Heute leisten sie auf vielen Gebieten wertvolle Arbeit.

Im Schatten des Halbmonds

Moslems in Ghana

Die Straße sah aus wie ein Schlachtfeld. Ein Motorrad brannte, Autos waren umgeworfen, Männer prügeln mit Stöcken aufeinander ein, hier und da ragten Gewehre aus der Menge. In der Rauferei kam ein Mann ums Leben.

Die Straßenschlacht, die sich am Abend meiner Ankunft in Tamale - der Hauptstadt der Northern Region - abspielte, stimmte mich auf meinen Besuch im Norden Ghanas ein. Zwei islamische Glaubensgemeinschaften waren aneinandergeraten. Anhänger der Tijaniya-Sekte war vorgeworfen worden, ihr Mauludu-Fest, das in Tamale abgehalten werden sollte, verstoße gegen die Regeln des Koran. Es sei nicht akzeptabel, daß Frauen während der Festlichkeiten vor den Augen der Männer aufreizend tanzten. Um die Veranstaltung zu verhindern, stürmten strenggläubige Moslems den Platz, und es kam zu gewalttätigen Ausschreitungen. Die Polizei war an den kommenden Tagen darum bemüht, weitere Konflikte zwischen den Gruppierungen zu verhindern.

Alle Vorurteile schienen bestätigt: Kaum reist man in den moslemischen Teil des Landes, stößt man auf Terror und Gewalt. Seit dem Bürgerkrieg 1993 gilt der Nordosten Ghanas als unsicheres Pflaster, obwohl der damalige Konflikt nicht auf religiösen Streitigkeiten beruhte. Kämpfe zwischen moslemischen Gruppen untereinander oder gar zwischen Moslems und Christen kommen in Ghana praktisch nicht vor. 90 % der Moslems sind aufgeschlossene und undogmatische Sunniten. Von religiösem Fanatismus kann hier keine Rede sein. Dennoch, so bestätigt mir der Koranlehrer Sheikh Husein Ja'kub, verzeichnen die Imame eine schleichende Radikalisierung der Gläubigen, wie auch der Zwischenfall in Tamale zu bestätigen scheint.

Einmal im Monat trifft sich in Accra der Moslemisch-Christliche Rat. Entscheidungsträger beider Religionsgemeinschaften koordinieren gemeinsame Projekte und besprechen aktuelle Probleme. Diese vertrauensbildende Maßnahme scheint im Grunde überflüssig in einem Land, in dem es vorkommen kann, daß der Vater Katholik, die Mutter Anglikanerin und der Sohn Moslem ist, während die Tochter in eine der charismatischen Kirchen geht.

Vor den Christen waren die Moslems. Jedenfalls in Ghana, wo islamische Gruppen sich lange vor der Ankunft der Europäer niedergelassen hatten. Sie betrieben keine aggressive Missionsarbeit, sondern ließen sich als Händler in der Gegend von Salago nieder. Das Dorf wird von den Moslems heute als Keimzelle des islamischen Glaubens im Norden Ghanas verehrt. Die ersten Moslems waren Händler aus der Subsahara, die mit Cola-Nüssen handelten. Langsam, so Sheik Husein, wuchsen diese Moslems in die bestehende Kultur hinein. Die Ausbreitung des Glaubens vollzog sich „biologisch“, wie er sagt, nicht missionarisch. Die Händler wurden seßhaft, heirateten, setzten Kinder in die Welt.

In der Ashanti-Stadt Kumasi, im Süden des Landes, ist der Stadtteil Aboabo No. 1 fest in islamischer Hand. Das Stadtbild ist geprägt von zahlreichen Moscheen. Awal, ein kleiner Junge von 16 Jahren, hat mich vor der großen Zentralmoschee gesehen und ist mit mir zu einem Koranlehrer gegangen. Khalipha Mustapha Koamil Amin Ibn Saad zeigt sich erfreut über meinen Besuch und führt mich in seinem Stadtteil herum.

Er zeigt mir das Aushängeschild des Viertels, die Wataniya Islamic School, eine 1987 von der Regierung in das staatliche Schulsystem aufgenommene ehemalige Koranschule, in der heute nur noch nachmittags der Koran gelehrt wird. Morgens stehen unter anderem Englisch, ghanaische Kultur und Themen wie gesunde Ernährung, Vermeidung von Krankheiten und handwerkliche Tips auf dem Stundenplan. Nachmittags lernen die Schüler dann Arabisch. An dem morgendlichen Unterricht nehmen Christen wie Moslems teil. Auch Awal hat diese Primary School besucht. Für die weiterführende Schule fehlt seiner Familie aber das Geld. Die Unterrichtsgebühren liegen bei ca. 20 Mark pro Halbjahr.

Was in Kumasi schon seit mehreren Jahren funktioniert, wird in Tamale gerade erst eingeführt. Erst im vergangenen Jahr haben sich die Imame dazu durchringen können, den Kindern und Jugendlichen den Besuch staatlicher Schulen nicht durch Auflagen zu erschweren. Jetzt erlauben sie den Schülern, auch am Freitag morgen zur Schule zu gehen. Auch hier wird der Koranunterricht nun nachmittags und am Wochenende angeboten. Die Kinder drücken dadurch den ganzen Tag lang die Schulbank.

Der Bildungsunterschied zwischen dem christlich missionierten und subventionierten Nordwesten und dem moslemischen Nordosten ist frappierend. Finanzielle Unterstützung aus Kuwait und Saudi-Arabien ist selten und mit dem perfekt funktionierenden Subventionssystem der christlichen Kirchen nicht zu vergleichen. Darunter hat nicht nur das Schulwesen, sondern auch die Gesundheitsversorgung zu leiden. Ist im Nordwesten nahezu jedes Krankenhaus in katholischer oder evangelischer Trägerschaft, so gibt es in der Region um Tamale nur staatlich getragene Krankenhäuser, und die leiden unter akutem - und sichtbarem - Geldmangel. Das System des „Cash and Carry“, bei dem jede Spritze, jedes Medikament und jeder Tupfer vor der Behandlung vom Patienten gekauft und mitgebracht werden muß, hält viele Menschen davon ab, notwendige Untersuchungen durchführen zu lassen. An Zuschüsse von der Gemeinde ist in der Regel nicht zu denken.

Die Moslems in Ghana gehören zu den Ärmsten im Land. Das Analphabetentum im Norden ist überproportional, nur wenige Kinder schaffen den Sprung in die höheren Schulen oder gar auf die Universität. Die Einkünfte der Bauern sind jedes Jahr aufs neue durch Wassermangel gefährdet. Wenn sie in den Süden ziehen, arbeiten viele Männer dort als Nachtwächter. Die Frauen verkaufen Obst am Straßenrand. Nur langsam entsteht, vor allem im Süden, eine moslemische Mittelschicht. Präsident Rawlings ist zu Recht darauf bedacht, auch moslemische Minister an seiner Regierung zu beteiligen, um sozial motivierten Unruhen vorzubeugen.

Gab es einen Gott vor Gott?

Die traditionellen Religionen

Gott war ein Schwarzer - jahrhundertlang. Die Westafrikaner glaubten an einen allmächtigen Gott lange bevor die Weißen ihr Land zwischen Golf von Guinea und Sahara eroberten. Doch die Missionare waren noch bis ins 20. Jahrhundert davon überzeugt, daß „die Eingeborenen“ keine Religion kennen. Dabei war es für die Westafrikaner gerade deshalb so leicht, zum Christentum überzutreten, weil die Unterschiede zwischen den traditionellen Religionen und der Religion der Weißen gering waren.

Auch die traditionellen Religionen, die die Missionare damals für heidnische Kulte hielten, kennen einen höchsten Gott. Für ihn gibt es so viele verschiedene Namen, wie es Sprachen in Ghana gibt - über 60. Auf Twi heißt er „Nyame“, auf Ewe „Mawu“ und die Gas nennen ihn „Nyonmo“. Er ist Schöpfer und Bewahrer der Welt, die letzte himmlische Instanz und Richter der Menschen nach dem Tod. Er spendet Regen und Sonnenschein, ist barmherzig und großzügig. Soweit gibt es also keine Unterschiede zum neutestamentarischen Gottesbild. Doch als die weißen Missionare kamen, degradierten sie die afrikanischen Priester zu „Fetischpriestern“. Der portugiesische Begriff „feitiço“ - vom lateinischen „factitius“ - bedeutet „künstlich gemacht“ und zeugt so noch heute von dem verzerrten Bild, daß die frühen Missionare sich machten. Sie waren überzeugt, die Afrikaner würden keinen Gott, keinen Glauben, keine Religion kennen.

Befremdlich muß es den Weißen vorgekommen sein, daß der vermeintliche Gott der westafrikanischen Naturreligionen nicht in Tempeln oder an Altaren verehrt wurde. Im Idealfall treten die Menschen überhaupt nicht mit ihm in Kontakt. Er ist so unbegreifbar und unerreichbar, daß sie nur über ihre Ahnen Verbindung mit ihm aufnehmen können und wollen. Verdienstvolle, in Würde gealterte und deshalb weise Familienmitglieder werden nach ihrem Tod als Mittler zwischen Himmel und Erde am häuslichen Schrein verehrt. Bei jedem festlichen Anlaß wird zu Ehren der Ahnen ein Ritual durchgeführt, das auf Englisch „pouring libation“ heißt. Dabei wird ein Schluck Alkohol auf den Boden geschüttet, um die Ahnen an dem Festmahl teilhaben zu lassen.

„Religion ist Leben und Leben ist Religion“, hat der Soziologe Isaac Kwesi Otabil geschrieben. Geburten, Hochzeiten und vor allem Beerdigungen gehören zu den wichtigsten Anlässen, bei denen noch heute alte Rituale gepflegt werden.

Auch die traditionellen Religionen kennen ein Leben nach dem Tod. Die Verstorbenen und Ahnen treten in eine Art Himmelreich ein und bleiben zugleich Teil der Familie. Geht es einer Familie schlecht, wird sie von dem Geist eines ihrer Ahnen malträtiert, der ungeduldig umherwandert. Der Störenfried war vermutlich ein schlechter Mensch, der nun nachträglich auch noch seine Familie ins Unglück stürzt. Durch Opfer und Bußhandlungen können die entsprechenden Gottheiten besänftigt werden, damit auch der Tote seine ewige Ruhe findet. Waren die Ahnen gute und recht-

schaffende Menschen, die in vollkommener Eintracht mit sich und der Welt gestorben sind, so wird es den Nachkommen gutgehen. Am Wohlergehen einer Familie kann man also auch die Tugendhaftigkeit ihrer Mitglieder erkennen. Diese Vorstellungen basieren auf einem stark ganzheitlich ausgerichteten Denken. So sind auch die Medizinmänner im Dorf deshalb so erfolgreich, weil sie in der Regel die individuellen Lebensumstände des Kranken kennen und dadurch auch auf psychosomatische Störungen reagieren können. Der Rat der Medizinmänner wird deshalb oft und gerne eingeholt. In den modernen Großstädten funktioniert diese Form der medizinischen Betreuung durch die wachsende Anonymität natürlich nicht mehr.

Im Laufe der Christianisierung Ghanas sind viele traditionelle Rituale von den neuen Kirchen inkorporiert worden. In Nandom, einem kleinen Städtchen kurz vor der Grenze zu Burkina Faso, habe ich einer Beerdigung beigewohnt. Wir kamen etwas zu spät. Auf dem freien Feld in etwa 200 Meter Entfernung hatte sich die Trauergemeinde bereits versammelt. Von einem Friedhof war nichts zu sehen. Als erstes lernte ich, daß Männer und Frauen getrennt zu einer Beerdigung gehen und sich auch nicht grüßen. Zusammen mit Sebastian Bemile, der 1997 mit der Goethe-Medaille ausgezeichnet worden war, und Bernard Woma, einem bekannten Xylophonspieler des Landes, ging ich über den Acker auf die Trauergemeinde zu, die im Halbkreis um einen Feldaltar stand. Doch kurz bevor wir die Gruppe erreichen, biegen meine Begleiter plötzlich ab und steuern auf eine Art Hochsitz zu, vor dem sie anschließend murmelnd auf und ab gehen.

Unsicheren Schrittes folge ich ihnen. Die beiden werfen Münzen in die Sammelbüchse des Xylophon-Spielers, der auf der Beerdigung spielt. Plötzlich kreuzt eine Frau unseren Weg, die einen schweren Stein auf ihrem Kopf trägt. „Das ist die Witwe des Verstorbenen“, flüstert Sebastian mir zu. „Sie muß für alle sichtbar demonstrieren, daß fortan sie die ganze Last der Verantwortung für Hof und Familie zu tragen hat.“ Dann dreht er sich um und wirft eine Münze in den Hochsitz. Ich will es ihm gleich tun und sehe zu meiner Verblüffung, daß oben im Kasten der Holzkonstruktion der Verstorbene sitzt. Er hat den Kopf, ist in voller Jagdmontur gekleidet und hält im Arm sein Gewehr und einen Bogen. Neben dem Stuhl steht eine Flasche Schnaps für die Reise ins Jenseits. Bunte Tücher schützen den Leichnam vor der Hitze. Der katholische Priester kommt von dem Feldaltar hinüber und segnet den Toten ein letztes Mal. Dann beginnen die Xylophone zu spielen.

Nach der Trauerfeier wird der Hochsitz abgebaut und der Leichnam in das Haus der Familie gebracht, wo er begraben werden soll. Wir gehen mit Angehörigen in ein nahegelegenes Haus, wo wir der Tradition entsprechend mit Pito, einem Hirsebier, empfangen werden. Die Beerdigung ist in vieler Hinsicht untypisch für ghanaische Verhältnisse, denn sie ist bescheiden und findet im kleinen Rahmen statt.

Der alte Mann war erst am Vortag gestorben. Wegen der Hitze kann im Norden nicht lange mit der Beerdigung gewartet werden. Das ist im Süden

und in den Städten anders. Dort finden Trauerfeiern oft erst Wochen nach dem Ableben des Familienmitglieds statt. Dafür gibt es zwei Gründe: Zum einen wird gewartet, bis die Verwandten aus Übersee angereist sind. Zum anderen verschlingt eine Hochzeit in Ghana solche Unsummen, daß die Familien zunächst einige Wochen brauchen, um das nötige Geld zu beschaffen. Denn zu Beerdigungen kommt jeder. Sie sind die wichtigsten Feste in Ghana. Nicht selten stürzen Beerdigungen die betroffenen Familien auf Jahre hinaus in Schulden.

Die Beerdigung selber verwandelt sich nach der mehrtägigen Totenwache in ein rauschendes Fest. Für die Feierlichkeiten wird von den Angehörigen meist blauer oder dunkelroter Stoff gekauft und im voraus an die weiblichen Gäste verteilt. Entsprechend würdevoll und eindrucksvoll sehen die Frauen bei der Feier dann aus. Nur ganz nahe Verwandte tragen das traditionelle Schwarz. In einigen Fällen ist Weiß die Farbe der Trauer.

Von allen guten Geistern verlassen

Besuch in einem afrikanischen Hexendorf

Zenabu Ceidu sitzt in ihrer Hütte und spinnst Baumwolle. Durch die kleine Öffnung fällt nur spärliches Licht in den fensterlosen Raum. Drinnen ist es etwas kühler als draußen - vielleicht 30 Grad. Die Frau bietet mir einen Platz auf einem Holzschemel an. Zenabu lebt seit 1957 in Kukuo, einem abgeschiedenen Dorf im Norden Ghanas.

Damals, in dem Jahr, als aus Kolonie Goldküste die Republik Ghana wurde, ist Zenabu von Verwandten aus ihrem Heimatdorf vertrieben worden, weil man sie für eine Hexe hielt. Sie suchte Zuflucht in Kukuo und ist geblieben. Ein Verbrechen ist ihr nie zur Last gelegt worden, aber die Nachbarn haben sich von ihr abgewandt und es wurde getuschelt, sie sei ein Hexe. Da sei sie lieber gegangen, erzählt Zenabu. Sie habe gesehen, wie andere vermeintliche Hexen geschlagen wurden. Das wollte sie nicht auch mitmachen müssen. Ihr Mann war nicht sehr erschüttert von der Abreise seiner ersten Frau. Auf dem Feld konnte sie nicht mehr helfen, das Wasserholen fiel ihr schwer und zum Kinder zeugen hatte er sich bereits zwei jüngere Frauen zugelegt.

Da ist Zenabu gegangen. Von ihrem Mann und den Kindern hat sie seitdem nie wieder etwas gehört.

Pauna Damanis Flucht war dramatischer. Das kaum 1,50 Meter große Mütterchen von über 70 hat sich vor zwölf Monaten nach Kukuo gerettet. Man habe sie beschuldigt, ihren Enkel getötet zu haben. Sie berichtet: „Ich bin fast zu Tode geschlagen worden und mußte nachts das Dorf verlassen. Ich kam zu Fuß über einen Buschpfad mit meinem Sohn.“ Der ist sofort wieder gegangen, nachdem er seine Mutter abgeliefert hatte. Jetzt ist sie allein.

Zenabu und Pauna sind zwei von 470 vermeintlicher Hexen, die für den Rest ihres Leben in Kukuo leben. Das Dorf liegt nur fünf Kilometer von der Distrikt-Hauptstadt Bimbila entfernt und ist für Fremde doch kaum zu finden. Es liegt hinter dichtem, mannshohem Elefantengras. Die Existenz sogenannter „Hexenlager“ ist Mitte 1997 in das Licht der ghanaischen Öffentlichkeit gerückt worden. Berichte von dort mißhandelten Frauen gingen ebenso durch die Presse wie Gegendarstellungen, in denen die vier Orte Gambaga, Kukuo, Patina und Ngane als einzige Zufluchtstätten verfolgter Frauen gepriesen wurden. Um mir selber ein Bild zu machen, bin ich in eines der Dörfer gefahren.

Die Vorbereitungen dauern zwei Tage. Das größte Problem ist, einen geeigneten Wagen zu beschaffen. Da im Norden seit einer Woche kein Benzin zu bekommen ist, muß ein Dieselfahrzeug her. Ein mit allen Wassern gewaschener Geschäftsmann bietet mir einen Ford Kombi samt Fahrer zu einem unverschämten Preis an. Zähneknirschend blättere ich die Dollars hin. Auch in Ghana herrscht das Gesetz von Angebot und Nachfrage. Zusammen mit einem Kollegen der Ghana News Agency kaufe ich anschließend die üblichen Geschenke: Salz, getrockneten Fisch, Kolanüsse und den landesüblichen Schnaps. Um fünf Uhr am folgenden Tag brechen wir auf.

Der Weg führt uns durch den Nanumba-Distrikt, in dem vor drei Jahren der Bürgerkrieg zwischen den Nanumbas und den Konkombas am heftigsten getobt hat. Über 600 Dörfer waren im Laufe der Auseinandersetzungen zerstört worden. Einige der niedergebrannten und verlassenen Siedlungen sind vom Wagen aus zu sehen. Das Militär demonstriert deutlich Präsenz, denn der Haß zwischen den Stämmen ist noch lange nicht begraben.

In Bimbila stellt uns der District-Chief Executive wie zuvor telefonisch abgesprochen zwei Berater zur Seite. Dann tasten wir uns über einen schmalen Feldweg zum Dorf vor. Die kratertiefen Schlaglöcher machen dem Ford ernsthaft zu schaffen. Dann plötzlich werden die ersten Hütten sichtbar, und die Überraschung ist perfekt. Kukuo ist keineswegs ein reines „Hexenlager“, wie es die Berichte vermuten ließen. Im Dorf herrscht buntes Treiben. Kinder kommen angerannt, Männer und Frauen schauen von der Arbeit auf.

In Kukuo, so stellt sich heraus, leben 2 500 Menschen. Die 470 vermeintlichen Hexen sind voll in den Dorfverband integriert. Dies ist kein Internierungslager, soviel steht gleich von Beginn an fest. Seit Generationen finden die „Hexen“ hier Zuflucht. Probleme zwischen den zugereisten Hexen und den „normalen“ Bewohnern gibt es nur selten. Das hat natürlich einen Grund, wie mir die Lehrerin und Dorfsprecherin Rabiatu Damba erklärt.

Es ist die Fetischpriesterin, die alle Dorfbewohner vor der Macht der Hexen schützt. In ihrem Einflußbereich sind die Hexen machtlos. Wer neu ins Dorf kommt, muß sich zunächst einem Reinigungsritual unterziehen: Ein Huhn wird geschlachtet und das Blut mit heiligem Wasser vermischt. Dabei werden die Ahnen und Naturgötter um Hilfe angerufen. Dann muß

die Frau das Gebräu trinken. Stirbt sie an Diarrhöe, war sie eine Hexe. Stirbt sie nicht, war sie auch eine, hat aber ihre Zauberkraft eingebüßt und ist nunmehr von den Dämonen befreit. Trotzdem können die Frauen nach diesem Ritual nicht in ihre Heimat zurückkehren. Denn die Verwandten und Bekannten würden es nicht zulassen. Das geringste Unglück im Dorf würde wieder der Hexe in die Schuhe geschoben. Die Beschuldigungen eines Sterbenden auf dem Krankenbett reichen aus, um aus einer alte Frau eine Hexe zu machen. Ein Stigma, das auch mit Blutwasser nicht abzuwaschen ist.

Dem Chief, Lanjil Na Mahonie Dawune, habe ich die traditionelle Flasche Schnaps und einige Kola-Nüsse mitgebracht. Der gute Ton verlangt es, daß sich jeder Fremde zunächst bei dem Stammesfürsten vorstellt. Lässig thront er auf dem mit Kissen bepackten Holzstuhl in seiner um einige Zentimeter größeren Hütte und läßt sich von unserem Übersetzer den Grund meines Hierseins erläutern. Ich sitze auf einer Holzbank und darf den Chief nicht direkt ansprechen. Sein Linguist, der auch die Geschenke überreicht hat, vermittelt zwischen uns. Ich möchte wissen, warum die Hexen ausgerechnet in Kukuo ihre Zauberkräfte einbüßen. Der Kukuo-Na ist kein großer Redner. In kurzen Sätzen teilt er das Notwendigste mit: Schon seine Vorgänger haben die Macht über die Hexen besessen, murmelt er, warum wisse er aber auch nicht. Durch beharrliches Nachfragen erfahre ich, daß es ein besonderer Gott ist, dem das Dorf Kukuo seine exponierte Stellung verdankt. Der Gott Napaga wacht über Kukuo und gibt dem Chief und der Priesterin die Macht, Dämonen auszutreiben. Ich verlasse den Chief mit ausgesuchten Worten des Dankes und will schon aus der Hütte heraustreten, als der Linguist mich plötzlich fragt, ob ich denn kein Foto vom Chief machen will. Dies ist ein Gedanke, auf den ich nach den förmlichen Ritualen und Respektbekundungen nicht im Traum gekommen wäre. Dem Chief aber, so wird mir versichert, würde das durchaus gefallen. Also betrete ich mit einem zwiespältigen Gefühl im Bauch das Podest, setze mich auf den Baumwollsack neben den Chief und lasse mich mit ihm zusammen ablichten.

Wir gehen zur Fetischpriesterin. Sie ist die Hüterin des traditionellen Glaubens an die Ahnen und Naturgötter und ist deshalb die wichtigste Figur des regionalen Glaubens. Sie heißt Fatima Adulai und ist zu meiner Enttäuschung eine ganz einfache und freundliche Frau, die uns in ihrer Hütte willkommen heißt. Keine geisterhafte Aura umschwebt sie, keine bohrenden Augen durchdringen mich bis aufs Mark. Nein, Fatima ist eine ganz normale, fast schüchterne Frau, die eher zufällig Fetisch-Priesterin geworden ist. Vor fünf Jahren, als ihre Vorgängerin gestorben war, fand sich wie durch ein Wunder der heilige Stock mit Pferdehaaren in Fatimas Hütte. Dieser Stock, so erzählt sie uns, wandert durch Geisterhand in die Hütte desjenigen, der die Aufgabe des Fetisch-Priesters übernehmen soll. Das Amt wird also nicht vererbt, sondern immer wieder neu von den Göttern vergeben. Unglücklicherweise muß, wer zum Priester berufen wird, seine Familie aufgeben und fortan allein leben. So hat es auch Fatima

getan. Man spürt, daß sie das Alleinsein nicht genießt und sich über unseren Besuch freut.

Erst vergangenen Freitag hat sie das Hexenritual zuletzt durchgeführt. Eine junge Frau war von ihren Eltern ins Dorf gebracht worden, weil diese befürchteten, ihre Tochter sei von Dämonen besessen. Alle gemeinsam sind sie zum Schrein gegangen, einer kleinen umzäunten Hütte, in der sich zahlreiche heilige Gegenstände und Talismane befinden. Die Frau hat das Blutwasser getrunken und ist dann mit ihren Eltern in ihr Dorf zurückgekehrt. Nun wird abgewartet, ob die Frau an dem Getränk stirbt oder nicht. Offensichtlich hatte das Dorf den Test gefordert. Die Tatsache, daß die Frau zunächst ins Dorf zurückkehren darf, deutet auf ein langsames Aufweichen der brutalen Praktiken hin. Ob sie selber an Hexerei glaube, frage ich Fatima. Darauf will sie nicht antworten und schaut zu Boden. Sie sei nun eine Fetischpriesterin, und da gehörten die Rituale eben dazu. Mir scheint, Fatima könnte mit der gleichen Begeisterung Visaanträge stempeln oder am Straßenrand Orangen verkaufen.

Mein Übersetzer zweifelt dagegen keinen Moment an der Existenz von Hexen, ebensowenig wie die meisten Bewohner des Dorfes. Nachts ist es der Chief, der über das Dorf wacht und die Hexen in ihre Schranken weist, erklärt er mir ganz nebenbei. „Wenn der Chief nachts Wache halte muß“, frage ich naiv, „wann schläft er denn dann?“ Ich ernte jenes mitleidige Lächeln, das die Ghanaer für alle vom technischen Fortschritt verblendete Europäer aufbewahren. Um nachts aufzupassen, so erklärt er mir als würde er zu einem Kind sprechen, müsse der Chief seine Hütte nicht verlassen: „Das macht er spirituell!“ Die Fetischpriesterin und die Hexensprecherin nicken zustimmend, und ich wundere mich nicht mehr, daß alle Appelle der ghanaischen Menschenrechtskommission, mit der Hexenverfolgung aufzuhören, auf taube Ohren stoßen. Der Hexenglaube ist Teil der Tradition und Religion, ebenso wie das Trokosi-System, von dem ich weiter unten berichten werde.

Der Menschenrechtskommissar Emile Short wirft den Chiefs der Hexendörfer vor, die verfolgten Frauen auszubeuten. Tatsächlich verpflichtet der Kukuo-Na die vermeintlichen Hexen für Arbeiten auf seinen Feldern und speist sie mit einem Hungerlohn ab. Doch die Frauen sind dankbar für jede Bezahlung. Zu Hause würde es ihnen in jedem Fall schlechter gehen, sagen sie, und hier werden sie wenigstens nicht geschlagen.

Langfristig, so das Ziel der ghanaischen Menschenrechtskommission, soll durch behutsame Aufklärungsarbeit der Glaube an den Hexenzauber gebrochen werden. Wie lange das dauern kann wird deutlich, wenn man sich vor Augen führt, daß unter der Landbevölkerung rund 70 % den traditionellen Religionen angehören und damit auch die entsprechenden Rituale pflegen. Solange es die Hexenverfolgung gibt, sind Dörfer wie Kukuo wie Asyllager im eigenen Land.

Gegen Ende meines Besuchs in Kukuo wird deutlich, was den Menschen hier am meisten auf den Nägeln brennt: Nicht die Hexen, sondern der Wassermangel macht ihnen Sorgen. Das kostbare Gut wird kilometerweit

aus einem Fluß herangeschleppt. Vor allem die alten Frauen schaffen das oft nicht mehr. Hilfe beim Bau eines Brunnens würden sie deshalb gerne in Anspruch nehmen, doch die Entwicklungshilfeorganisationen haben sich während des Bürgerkrieges aus der Region zurückgezogen und sind bis heute nicht zurückgekehrt. Jetzt hoffen die Bewohner Kukuos auf Unterstützung vom eigenen Staat. Irgendetwas muß geschehen, sagt Zenabu zum Abschied und schmunzelt, schließlich könne man das Wasser ja nicht herbeihexen.

Trokosi

Des Priesters Sklavinnen

„My name is Patience Akpe - I am speaking.“ So beginnt das Protokoll einer Vernehmung, die die Ghana National Commission on Children 1996 durchgeführt hat. Patience war eine von Hunderten junger Mädchen, die von ihren Eltern als Sühneopfer am Schrein eines traditionellen Priesters abgegeben wurden. Um die Götter und Dämonen nach tatsächlichen oder vermeintlichen Missetaten der Eltern milde zu stimmen, muß ein jungfräuliches Mädchen in den Dienst des Fetischpriesters eintreten. „I was only ten years old. My parents said if I do not stay, the whole family would die“, erzählte Patience zur Begründung.

In den ersten Monaten besuchten die Eltern ihre Tochter noch und versorgten sie mit Nahrungsmitteln, doch nach einem Jahr ließen sie sich nicht mehr sehen. Zur Schule durfte Patience nicht gehen, und um ihr Essen mußte sie sich nun selber kümmern. Im Jahr darauf wurde Patience zum ersten Mal dazu gezwungen, mit dem Priester zu schlafen. Er hatte wieder mit dem Tod ihrer Familie gedroht, wenn sie sich widersetze. Um das Kind, daß sie neun Monate später zur Welt brachte, kümmerte er sich nicht.

Als Teil ihres Dienstes am Hof des Priesters mußte Patience auch auf dem Feld arbeiten und den Haushalt führen. Es ist nicht vorgesehen und praktisch auch unmöglich, daß die Sklavinnen nach einer bestimmten Zeitspanne den Hof verlassen und eine eigene Existenz aufbauen. Sie würden von niemandem in der Dorfgemeinschaft Unterstützung erhalten. So sind die Frauen dem Priester auf Gedeih und Verderb ausgeliefert.

Diese Form des Menschenopfers ist Teil des Trokosi-Systems, das im Land der Ewe, die beiderseits der Grenze zwischen Ghana und Togo leben, noch heute lebendig ist. Die Silbe „Tro“ bedeutet „Fetisch“, „Kosi“ steht für „Sklave“: die Sklaven des Priesters. Auf öffentlichen Druck der Ghana Commission on Human Rights und mit Unterstützung der Hilfsorganisation International Needs wurden 1997 einhundert Mädchen aus dem Dienst von Fetischpriestern freigekauft. Doch davon, so Samuel Datey-Kumodzie, Musikwissenschaftler und Befürworter des Trokosi-Systems, ist der Jahrhundert alte Brauch im Kern nicht betroffen.

Das Ritual, junge Mädchen an den Schrein eines Priesters zu schicken, sei, so erklärt er, ein lebendiger Bestandteil der traditionellen Religion der Ewe. Diese über 2 000 Jahre alte Religion heißt „Yehwe“. Seit Jahrhunderten wird sie aus Angst vor der zerstörerischen Kraft der Missionare und der Moderne im Geheimen ausgeübt. Badohu Kumodzie, Samuels Großvater, war einst Oberhaupt dieser Religion. Deshalb beschäftigt sich Samuel seit Jahren mit der Religionsgeschichte seines Stammes.

Mit 29 Jahren kam er nach Deutschland, um zu studieren. In Köln schrieb er seine Doktorarbeit über den Yehwe-Kult und ist, nach eigenem Bekunden, in seiner Studentenbude am Rhein von den Göttern erleuchtet worden. Er glaubt ein geschlossenes System gefunden zu haben, auf dem alle westafrikanischen Kulturen basieren. In der Öffentlichkeit tritt Herr Datey-Kumodzie nun als begeisterter Verfechter einer Rückkehr zu den afrikanischen Wurzeln und einer Abkehr von der Verwestlichung Afrikas auf. Das Ritual der jungfräulichen Sklavinnen, so erläutert er, hatte ursprünglich einen ganz anderen Sinn:

Es gibt nur sieben echte Trokosi-Klöster im Ewe-Land, und die, so Datey-Kumodzie, würden die Behörden nie finden. Zu diesen Klöstern werden ausgewählte Mädchen und Jungen gebracht, die - ähnlich einer Mönchsausbildung in christlichen Klöstern - in die Geheimnisse der Religion eingeführt werden. Die Yehwe-Religion verfügt über eine geheime Kultsprache, die die Gläubigen nicht nur vor feindlichen Machthabern schützt, sondern auch mit dem Göttlichen in Verbindung treten läßt. Die Mißhandlung der Mädchen, bedauert Kumodzie, seien Übergriffe einiger Priester, die nicht zu dem Trokosi-System gehören.

Die in den echten Klöstern ausgebildeten jungen Menschen würden nach der siebenjährigen Ausbildung miteinander verheiratet, um eine geistige Elite heranzuziehen. Nur so könne das Überleben der Yehwe-Religion sichergestellt werden. Nur so auch habe das spirituelle Wissen durch 200 Jahre Missionierung und Kolonialisierung gerettet werden können. Die traditionellen Religionen, das zeigt auch dieses Beispiel, sind sehr lebendig in Ghana.

Patience hatte von all dem nie etwas gehört. Sie erfuhr Jahre nach der Geburt ihrer Tochter von Sharon, einer Kanadierin, die in der Stadt Adidome eine Schule eröffnet hatte. Dort bringt sie Trokosi-Mädchen kostenlos Lesen und Schreiben bei. Nach Jahren der Knechtung traute sich Patience, trotz der erneuten Todesdrohung gegen ihre Eltern, den Priester zu verlassen. Mit ihrer kleinen Tochter Doris - die im Hause des Priesters noch Azadie hieß - zog sie zu Madam Sharon und begann ein neues Leben.

Der schwarze Jesus

Die Suche nach einem afrikanischen Christentum

Die etablierten christlichen Kirchen in Ghana befinden sich im Umbruch. Die Abwanderung der nachwachsenden Generation in die Charismatic

Churches hat Katholiken, Methodisten, Anglikaner und Protestanten aufhorchen lassen. Nun wollen auch die historischen Kirchen attraktiver werden. Weg von dem Image, die Kirchen der Europäer - also der ehemaligen Kolonialisten - zu sein, heißt die Devise.

Wenn es früher strikt verboten war, afrikanische Instrumente und Lieder in den Gottesdienst einzubauen, so drängen die Kirchenführer ihre Gemeinden nun dazu, Trommeln und Xylophone zu Ehren Gottes erklingen zu lassen. „Wenn der Papst uns als Katholiken annimmt“, so sagen Gläubige nach dem Gottesdienst in Accra, „muß er auch unsere Kultur akzeptieren.“ Deshalb wird seit neuestem getanzt und gelacht in den Kirchen Ghanas. Orgelspiel und gregorianische Gesänge sind eben nicht jedermanns Sache, wie schon Bischof Dery Papst Johannes XXIII. klarzumachen versuchte.

In der Tradition Bischof Derys vertritt heute der Bischof von Kumasi, Peter Sarpong, die Afrikanisierung der katholischen Kirche. Und er geht noch einen Schritt weiter als seine Vorgänger. Sarpongs intensives Studium der ghanaischen Kulturgeschichte hat ihn dazu geführt, auch das traditionelle Ritual der Ahnenanbetung für mit dem christlichen Glauben vereinbar zu halten. Die Katholiken haben die Afrikanisierung ihrer Kirche am schnellsten und konsequentesten vorangetrieben, und gelten deshalb unter den großen Kirchen schon fast als innovativ. Der anglikanische Erzbischof Okine will nachziehen, vor allem auch mit Blick auf die charismatischen Kirchen. „There is nothing wrong with Charismatic Churches itself“, sagt er, „but they are trying to exaggerate or go to extremes. Some of those who think that they are charismatically inclined, I think they are genuine. Others are folly, I'm sorry to be that blunt.“

Den Erfolg der Charismatic Churches führt er auf Nachlässigkeiten der alten Kirchen zurück: „These Charismatic Churches came as a kind of reaction of the abdication of responsibilities by the historical churches. There are certain ministries of the church which we have abdicated, like healing and the strong emphasis on bible studies. So their coming really shook us up.“ Die Versäumnisse seiner Kirche will er jetzt nachholen, doch er ist unsicher, wie weit Wunderheilungen und Bibelstunden gehen dürfen. Er will andere Wege beschreiten als die utilitaristischen Wunder-Kirchen. Deren Heilungsangebote nämlich transportieren ein erschreckendes Menschenbild: Nur wer gesund und erfolgreich ist, hat Gottes Segen empfangen. Behinderte und Erfolglose passen nicht in das klinische Erfolgsdenken jener Prediger. Körperliche Gebrechen und persönliches Scheitern sind Fehler, die ausgemerzt werden können und müssen. Diese unchristliche Haltung kann Bischof Okine für sich und seine Kirche natürlich nicht akzeptieren: „I do have vocational healing Services. But healing does not always go with cure. There are many people with problems and illness and yet they strong. That even helps me to accept my handicaps. Illness does not mean the end of the world.“ Trotzdem begreift auch Bischof Okine Kirche an der Jahrtausendschwelle vor allem als Dienstleistungsunternehmen. Die Menschen müssen mit verlockenden Angeboten an die

Gemeinde gebunden werden, denn die Konkurrenz ist groß und kämpft mit harten Bandagen.

In einem wirtschaftlich armen Land wie Ghana spielen Kirchen natürlich eine wichtige gesellschaftliche Rolle. Die tiefe Gläubigkeit der Ghanaer ist für die einen die Quelle ihrer Stärke im Umgang mit den Widrigkeiten des Alltags, für anderen nur eine verzweifelte Flucht aus der oft bedrückenden Realität. Opium oder gestaltende Kraft? Die Wahrheit dürfte, wie so oft, in der Mitte liegen.